

Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

1. Februar 1919

Leid und Liebe.

Von Anna Stauffacher.

Die Gräfte der Erinnerung blühen wieder
In meiner Seele. Und das schwere Leid
Geht schleppend durch die Reihen auf und nieder
Und denkt der heiligtiefen Ewigkeit.
Es kniet und betet wohl an jedem Grabe,
Blutrote Rosen legt es auf den Stein,
Daß jeder Tote seine Blüte habe. —

So wandelt es durch dieses Kirchhofs Reih'n.
Nur eine Gruft liegt abseits und verlassen,
Mit keiner Rose schmückte sie das Leid.
„Gott helfe mir. Nicht hassen, — nur nicht hassen.
Und du, ruh' wohl in tiefer Ewigkeit.“
So sprach das Leid. Die Liebe aber nahte
Der Stätte und sie schmückte heimlich sie.

Viel weiße Lilien künden die Vergebung.
„Auch Gott verjagt dem Reuigen sie nie,“
Raunt es wie heil'ge Offenbarung nieder
Und zitternd klingt es durch die laue Luft.
Da sank das Leid bezwungen in die Knie
Und küßte eines armen — Seindes Gruft.

== Die Königsmieds. ==

Roman von Felix Moeschlin.

Und wenn sie um ein altes Kleidungsstück oder irgend-
ein kleines Hausgerät gebeten wird, so braucht sie sich auch
nicht lange zu besinnen. Das Haus ist ja vollgestopft bis
unters Dach. Es benötigt viele Jahre, bis man sich da oben
auskennt und weiß, wo alles steht. Und wenn Tante Anna
kein so gutes Gedächtnis hätte, wäre ihr das wohl gar nicht
möglich. Die Mägde wenigstens finden mal wieder etwas
Neues, wenn sie hinaufgeschickt werden. Denn man muß
bedenken, was die Eltern und was die Großeltern und
was die Urgroßeltern nicht schon alles zusammengekauft und
aufgestapelt haben. Man muß bedenken, daß auch die Tante
viel Zeug weben läßt aus dem, was die Töchter und Mägde
im Winter spinnen. Und man muß bedenken, daß die
dürren Bohnen und die vielen Birnen- und Apfelschitz
auch irgendwo gelagert werden müssen.

Und die Kisten voll Bücher darf man auch nicht ver-
gessen. Merkwürdige Bücher, die so alt sind, daß man sich
das gar nicht recht vorstellen kann, in Leder und Perga-
ment gebunden und zwischen den Deckeln schwarze und rote
verschnörkelte Buchstaben auf grauem weichem Papier, die

von seltsamen Dingen reden, wenn es einem gelingt, sie zu
lesen. Und noch andere Kisten stehen herum, von denen
man gar nicht mehr weiß, was darinnen ist, weil man sie
schon gar lange nicht mehr aufgemacht hat, denn wer soll
Zeit dazu haben? Man macht sich gar keinen Begriff, was
sich in einem alten Bauernhaus nicht alles findet. Aber man
macht sich auch keinen Begriff, wieviel unter einem solchen
Dache Platz hat, wenn man sich einzuteilen weiß. Aber dafür
ist es auch ein gutes großes Dach und greift weit hinunter und
deckt alles sorglich zu, daß kein Regentropfen hineinkommt.

Jetzt glaubt man das Schönste gesehen zu haben. Aber
dann kommt man in den Stall und in die Scheune und
schlägt die Hände über dem Kopf zusammen vor Erstaunen.
Da stehen die schönen Rössle und Scharren mit den Füßen
und werfen die Köpfe hin und her, daß die Ketten an der
Krippe klirren. Und die Rüsse liegen gemütlich auf der
sauberen, trockenen Streu und sind selbst so sauber wie ein
frisch gewaschener Suppenteller. Da sieht man keine Mist-
fladen, die an der Haut festgebacken sind, und keine zusammen-
gelebten Schwanzquasten, die aussehen, als kämen sie gerade

aus einem Güllenloch. Der Königschmied weiß wohl, wie man das Vieh behandeln muß, und daß es nicht bloß vom Futter abhängt, wenn man gute Milch bekommen will.

Aber daß es an Futter nicht fehlt, sieht man in der Scheune. Schon wird frisches Heu eingefahren und doch liegt noch so viel vom letzten Jahre auf dem Boden, daß es noch für lange Zeit hinaus reichen würde. Und Strohwellen hat es übergenug. Hier braucht man dem Vieh kein Laub aufzuschütten. Man kann sich gar nicht erinnern, daß das auf dem Königshofe jemals vorgekommen ist. Was muß das erst für eine Fülle sein, wenn im Herbst Korn und Roggen und Weizen und Hafer da oben liegen und unten in der Tenne die Drescher acht Wochen lang an der Arbeit sind von morgens fünf Uhr an. Es gibt nichts Schöneres als einen vollen Stall und eine volle Scheune, denkt man.

Aber wenn man vor das Haus tritt, kommt man plötzlich in Zweifel und fragt sich, ob es hier nicht noch viel schöner sei. Das Herz geht einem auf. Man hört die Tauben über sich gurren, und wenn man in die Höhe sieht, findet man hoch oben im weißen Giebel ihre Luke, wo sie aus und ein fliegen oder auf zwei Latten sitzen, die in die Luft hinaustragen. Und über der Haustüre findet man eine Reihe von gelben strohgeflochtenen Körben, um die es wimmelt vom geschäftigen Bienenvolk. Was da für ein summenendes Leben ist. Und zur Linken rauscht ein Brunnen, damit gerade auch noch das Beste, was es auf Erden gibt, in der Nähe ist. Wenn man dran vorbeigeht, muß man trinken, man kann nicht anders. Der Wasserstrahl, der aus der blanken Messingröhre schießt, ist armdick, nein, das ist zu viel gesagt, aber doch drei Finger dick, und auch im heißesten Sommer so kühl und frisch, als komme er geradewegs aus einem Eiskeller. Er muß weit drinnen im Berg hervorsprudeln, denn nie versiegt er. Der große Kalksteintrog ist aus einem Stück gehauen und sieht aus wie weißer Marmor; er ist so sauber wie ein Meßkelch, kein einziger schleimiger grüner Faden findet sich drin. Fünf Röhre können ganz gut nebeneinander dranstehen und zur gleichen Zeit ihre Schnauzen ins Wasser hängen. Es gäbe mancher Vorderwiler viel darum, diesen Brunnen zu haben mit dem kostbaren Wasser und dazu die beiden Pappeln, die neben ihm stehen und wie zwei Kirchtürme kerzengerade in den Himmel steigen, um den Blitz aufzufangen, bevor er den Hausfirst erreicht.

Aber das ist noch lange nicht alles. Da liegt der große Garten gegenüber mit saubern Rieswegen und vielen Beeten, umrahmt von niedergeschnittenen Buchsbaum-Borten. Man merkt, daß der Garten keinem armen Bauern gehört, der das letzte Fleckchen Erde mit Kohl und Kartoffeln bepflanzen muß. Da wachsen Akelei, Levkoie und Kaiserkrone. Und Jerusalemblumen und Magdalenentränen und der blaue Eisenhut. Und so viel Rosenstöcke, daß sie ein Kind, das erst ein Jahr in die Schule geht, gar nicht zählen kann. Und eine Menge von Johannisbeer- und Stachelbeer- und Himbeersträuchern, daß man im Juni und Juli müde wird vom Abstrupfen. Und auch Lavendel findet sich, der die Kleider so wohlriechend macht, wenn man ihn in dünnen Büschelchen in die Schränke legt. Und was das für eine gute Erde ist. Sie zerkrümelt, wenn man sie in die Hand nimmt,

so mürbe ist sie und brosmelig. Das Umspaten und Gaden macht gar keine Mühe. Und das Schönste am Garten ist, daß er mit dem einen Ende hoch über dem Erdboden steht und durch eine mächtige Mauer gestützt wird. Denn das Land ist abfällig und senkt sich gegen einen Bach. So bekommt der Hof etwas von einem Schloß, und das Gartenhäuschen, das auf jener Seite steht, lugt so stolz und trotzig drein wie eine herrschaftliche Burgzinne.

Das alles zeigte der Königschmied seinem Sohne, und er war glücklich dabei und freute sich seines Besitzes und hatte ganz vergessen, warum er ihn zeigte.

Und er führte den Sohn in die Schmiede, in der nur noch selten gearbeitet wurde, wo aber alle Werkzeuge an ihrem Blatze bereit hingen und die Kohle zur Hand war, wenn jemand Lust hatte, glühendes Eisen zu hämmern.

Und er hieß ihn hinausschauen nach Osten und Norden und Westen, damit er sehe, daß ihr Haus am höchsten liegt und das Schönste ist vom ganzen Dorf. Denn Vorderwil hat keine eigene Kirche, so daß nur der Berg, der im Süden steht, über den Königshof hinausragt.

Aber Viktor schaute gleichgültig drein, als seien seine Augen geschlossen und seine Ohren verstopft. Und seine Blicke belebten sich auch nicht, als ihn der Vater in seine Stube führte und ihm auf dem Katasterplan das Land zeigte, das zum Hofe gehört. Was nützte es, daß er ihm vorrechnete, sie hätten einen ganzen Tag herumzugehen, wenn sie ihren Grund und Boden draußen sehen wollten. Was nützte es, daß er ihm von den Wiesen in der Au erzählte, die immer feucht haben, mag der Sommer noch so heiß sein. Und von den Feldern am Hauptgraben, die noch trocken bleiben, wenn die Kartoffeln auf allen andern Aedern schon am Versaufen sind. Und von den Reben in Werten drüben, die gegen Süden liegen und so übermäßig viel Wein geben, obwohl der Boden protestantisch ist. Und von dem fruchtbaren Land auf dem rundrüdigen Egg, wo der Boden so satt ist und so fettig glänzt, wenn man ihn ansticht. Und wo es eine Freude ist, zu pflügen, weil man mit der einen Furche direkt auf den Berg zufährt und seine Buchen und Tannen beständig vor sich hat, daß es den Augen wohl tut; und mit der andersläufigen Furche geradewegs in den Himmel hineinsticht, wie man zuerst meint, bis man über den Rücken wegkommt und plötzlich weit in die Ferne sieht, über Dörfer hin, die zwischen Obstbäumen versteckt liegen, bis zur schönen Stadt Basel mit den hohen roten Münstertürmen vor den mächtigen blauen Bergen, wo die Schwarzwälder wohnen, die am Himmelfahrtstage nach Mariafels kommen in weißen Zwilchhofen und roten Westen. Was nützte es, daß der Königschmied endlich zu einem Schranke ging, der in die Wand eingemauert war, und Gültbriefe und Wertpapiere und Kassenbüchlein hervorlangte und sie auf dem großen eichenen Tische auseinanderbreitete, sortierte und auf einem Blatt Papier die Summen heraus schrieb und addierte. Der Sohn dachte nur immer daran, daß auch Christus vom Teufel auf einen hohen Berg geführt worden war, um durch den Reichtum und Glanz der Welt versucht zu werden. Und wie ihm der Vater den Zettel mit den artigen Ziffern ihres Reichtums hinhielt und fragte: „Nun, Viktor, was sagst du dazu?“ stand Viktor auf und antwortete: „Mein Reich ist nicht

von dieser Welt.“ Aber diesmal in bestimmtem Ton und mit vollem Verständnis der Schwere seiner Worte.

Der Königschmied hoffte noch auf eines:

„Geh zu meinem Bruder, dem Pfarrer Gregor, und red' mit ihm.“

Und Viktor ging.

Der Pfarrer saß in einer Reblaupe, da sein Nefte kam, und schaute neben der weißen Kirche vorbei ins Land hinaus.

„Es freut mich, daß du mich wieder einmal besuchst, Viktor. Nimm Platz. Was das für ein schönes Wetter ist, nicht? Schon drei Wochen lang. Jeden Tag staunt man von neuem Himmel und Erde an und sagt: „Ei, ei, was für ein schönes Wetter,“ und ist wütend, daß man kein anderes Wort weiß als schön. Denn es dünkt einen, es sage nicht den zehnten Teil von dem, was man ausdrücken will. Man müßte ein ganz anderes Wort haben. Aber man findet es nicht. Und es läßt sich dem Gefühl auch gar nicht mit Worten genügen. Man bleibt unbefriedigt, solange man nicht hinausgeht und mit der Hade in den Boden haut und die Scholle kehrt oder mit der Sense durch das Gras fährt, daß es klingt. Dann erst wird einem wohl. Aber das kann ich nicht, denn ich darf es nicht, ich bin ja ein Pfarrer, und die Leute würden mich schön anschauen, wenn ich mit der Sense auf dem Budel daherkäme. Ich kann nur dastehen und hinausschauen und in Gedanken alles das tun, was ich gern täte. Du hast's besser. Der Schule wirst du wohl Adieu gesagt haben.“

„Nein!“

„Noch nicht?“

„Ich will Pfarrer werden!“

„Was, du?“

„Ja!“

„Und der Hof?“

„Was geht mich der Hof an.“

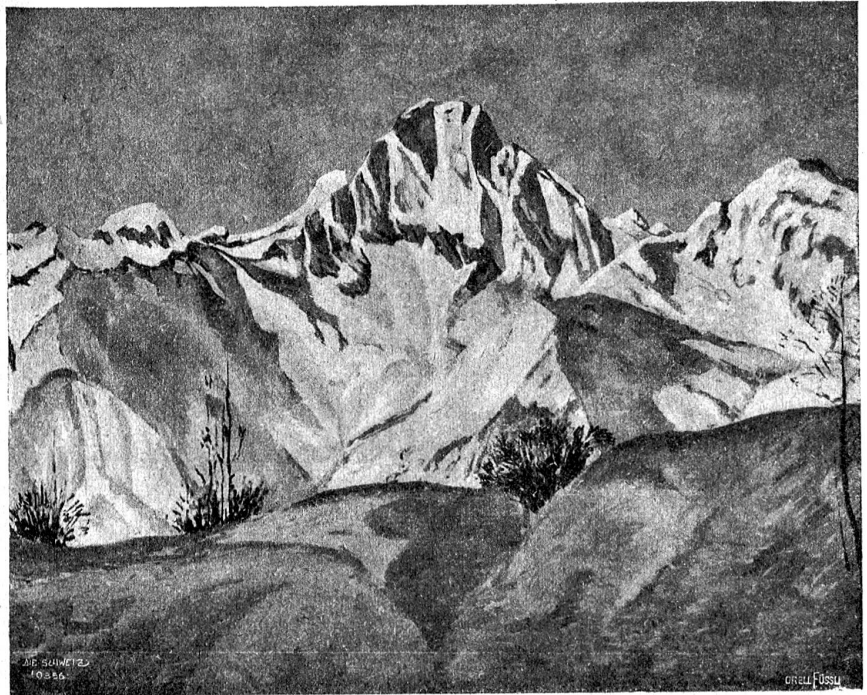
„Schäm' dich.“

„Ich kann nicht anders!“

„Das sagt jeder; das hat auch der Luther gesagt, als er von unserer Religion abfiel. Was meint denn dein Vater dazu?“

„Er ist dagegen und hat mich zu dir geschickt.“

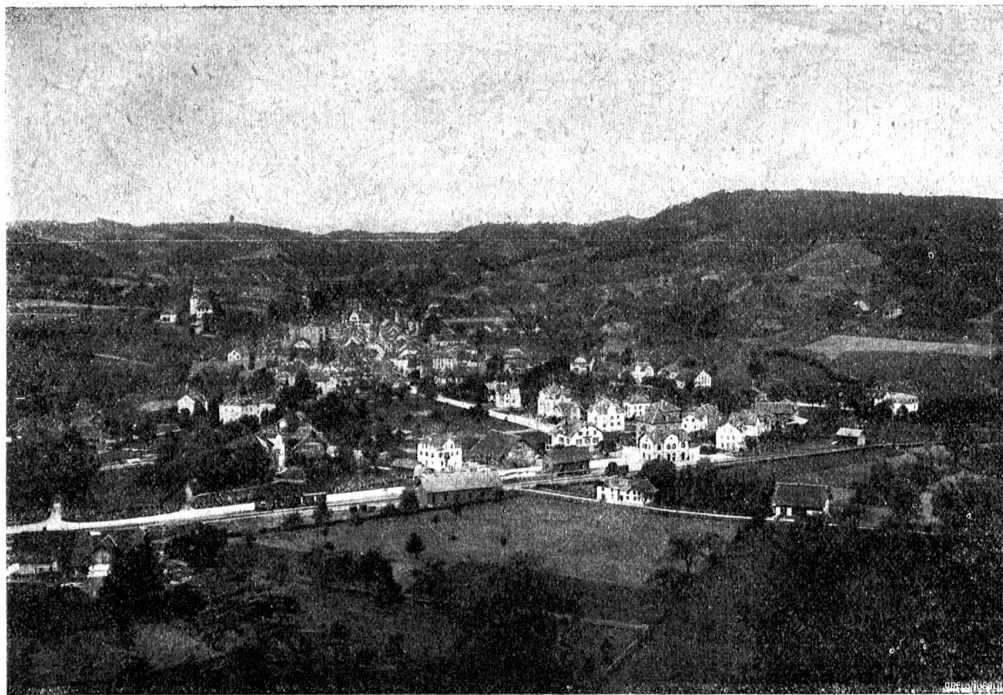
„So. Er hat dich zu mir geschickt? Es war nicht dumm von ihm, denn ich kann dir wirklich etwas erzählen: Es war einmal ein Hof und auf dem Hofe lebte ein Vater mit seinen zwei Söhnen, und der Vater hatte Unglück, so daß der Hof immer mehr verarmte, und war doch einer der Schönsten in der ganzen Gegend. Als die Söhne groß waren, rief der Vater beide zu sich und sagte: „Du, der Jüngere, wirst den Hof erben, und du, der Ältere, sollst deinen Erbteil ausbezahlt bekommen, wie sich's gehört. Aber der Hof ist arm geworden. Wenn ihr teilt, dann geht er zugrunde, denn er kann es nicht ertragen, wenn noch Geld und Land von ihm losgelöst wird. Würde er bei-



Giovanni Giacometti Stampa: Schneeberge.

sammen bleiben, dann kann er sich halten und wird vielleicht wieder reich.“ Die Söhne besannen sich. Der Hof war ihnen das Liebste und sein Wohl lag ihnen mehr am Herzen als ihr eigenes. Er war ihr Stolz, ihre Ehre. Und der Ältere sprach: „Ich kann schmieden, ich bin gesund und alt genug. Der Jüngere soll den Hof übernehmen, wie es Sitte ist, und ich verzichte auf meinen Teil am Erbe. Ich wandere aus.“ Da war der Vater zufrieden und starb. Und der Ältere reiste fort, nachdem er noch seinen Bruder hatte schwören lassen, daß er alle seine Kraft an den Hof wenden wolle. Aber er kam nur bis nach Bremen. Da packte ihn das Heimweh so stark, daß er es nicht mehr länger aushielt und wieder nach Hause reiste. Lieber zu Hause ein Knecht als ein Herr in der Fremde, dachte er. Der Jüngere erschrak, als er seinen Bruder so bleich und schmal zurückkommen sah. Aber als er seinen Grund erfuhr, brauchte er sich nicht lange zu besinnen. Und sagte zum Bruder: „Nimm du den Hof. Ich bin jung. Ich will verzichten. Aber da auch ich nicht in die Fremde kann, befällt mich doch das Heimweh schon, wenn ich nur über den Berg steige, so muß ich sehen im Lande zu bleiben.“

„Der Bruder wehrte sich zuerst, aber dann ging er darauf ein. Der Jüngere dachte daran, ein Knecht zu werden. Aber dann würden die Leute merken, wie es um den Hof stand und daß er es nicht mehr vermochte, etwas herauszugeben. Nein, ein König kann nicht Knecht werden. Zusammenarbeiten können sie auch nicht, denn es ist nicht gut, wenn zwei Meister auf einem Hofe sind oder ein Bruder dem andern befiehlt. Und so entschloß er sich, ein Pfarrer zu werden um des Ansehens der Familie willen, denn der Hof war sein Stolz und seine Ehre. Und der erhob sich wieder und gewann die alte Größe und den alten Reichtum zurück und noch viel dazu. Der jüngere Bruder aber wurde ein Pfarrer im Nachbardorf und dankte Gott,



Generalansicht von Willisau.

daß sein Opfer nicht vergebens war. Soll es doch vergebens gewesen sein, Viktor?"

„Du machst es mir schwer, Gregor, aber ich muß. Es liegt in mir. Und die Mutter Gottes hat mich vom Tode errettet. Und alles Irdische ist vergänglich.“

Da lief ein leises Lächeln über das Antlitz des Pfarrers, und er sagte:

„Du bist noch so jung, kennst du denn das Irdische schon?“ Damit zündete er eine Kerze an, nahm Viktor am Arm und führte ihn zur Kellertür. Er schloß auf, aber dahinter war noch eine Türe, mit Stroh ausgelegt. Dann erst kam die Treppe. Unten war eine dritte Türe. Dann standen sie in einem dunklen Keller. Die kleinen Läden waren alle geschlossen und in den Löchern steckte Stroh. Der Pfarrer stellte die Kerze hin und gab Viktor Zeit, sich umzuschauen. Der sah verwundert, daß er sich in einer kleinen Schmiede befand. Da stand ein Ambos und aller Schlags Werkzeug hing und lag herum. In einer Ecke war eine kleine Esse aufgebaut.

„Was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß ich von meinem Amt allein nicht leben kann. Was mein Geist schafft, genügt mir nicht. Ich habe Arme, die einen Hammer schwingen wollen. Ich habe einen breiten Rücken, der froh ist, müde zu werden vom Büden. Und allein zuoberst sitzt ein Bauernherz, das immer an den Boden denken muß, aus dem alles wächst. Das war meine schönste Zeit, als ich den Pflug erfand, den die Bauern immer noch so gern bei deinem Vater kaufen. Er sagt ihnen, er sei nach einem ausländischen Muster gearbeitet.“

„Und der ist von dir?“

„Ja, von mir. Aber denk darum nicht, daß ich ein schlechter Pfarrer sei. Ich glaube sogar, daß ich ein guter bin für Bauern, weil ich sie verstehe und weiß, daß sie so fest an der Erde kleben, daß ich nachsichtig sein muß mit

ihnen, wenn sie die himmlischen Dinge wenig bedenken, solange sie in der Kraft sind und in der Arbeit stehen, Tag um Tag, wie Soldaten in einer ewigen Schlacht. Ich zeige dir dies nur, damit du vielleicht einem Schicksal entgehst, das dir viel Leiden auferlegen wird und dich doch nie völlig erfüllt, denn du bist stark und groß und ein altes Bauernblut fließt in dir. Vielleicht merkst du das jetzt gerade noch nicht. Aber warte, bis du zwanzig bist. Ich möchte dich davor bewahren, ein Leben zu führen, das innerlich zerrissen ist, hin und her schwankend zwischen Wünschen, losgelöst von der Erde und vom Himmel nicht völlig gefangen.

Denn es könnte dir vielleicht die Kraft mangeln, die mich vor der Verzweiflung geschützt hat und mich nicht versimpeln ließ. Und bedenke eines: wenn du Pfarrer wirst, dann machst du deinen Vater unglücklich, und mich bringst du dazu, daß ich mein Opfer bereue. Aber ich sage dir das nicht, um dich von deinem Wege abzubringen. Ich sage dir das nur, damit du die ganze Schwere deiner Verantwortlichkeit fühlst und nicht leichtsinnig wählst. Sieh dich noch einmal um und präg dir alles ein. Aber sag niemand etwas davon. Nur meine alte Magd weiß es und dein Vater. Die Bauern würden es mir wohl übelnehmen und den Glauben an mich verlieren, wenn sie mich so menschlich fänden. Komm!“

(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Willisau.

Von W. Läderach.

Es ging wieder einmal gegen Weihnachten und schneite eines Abends schön vor unserm Küchenfenster herunter auf das Vordach, wo die Tauben scherzten. Da sagte die Mutter: Jetzt machen wir Willisauerli und Milängli.

Die Willisauerli und Milängli gerieten an jenem Dezemberabend so vorzüglich in der warmen Küche, daß ich mich für den Herkunftsort des guten Weihnachtsgebäcks zu wundern anfing. Von der großen Badsteinstadt Mailand, nach der ja einst jeder dritte Berner die Hochzeitsreise machte, wußte die Mutter viel. Aber von Willisau!

Ja, nach Willisau geht man doch nicht. Es ist schon viel, wenn man weiß, daß Willisau ein Luzernerstädtlein ist und von Bern aus hinter dem Napf liegt. Aber unsere Köchin von Signau wußte noch mehr: „Zwei Brüder haben die Stadt gebaut, und als sie nach einem Namen dafür suchten, sagte der eine: Tauf du sie; wie du willst, so will es au; und darauf konnte die Stadt doch nur Willisau genannt werden.“